

# Berliner Tageblatt

Es ist unersucht eingetragene Manuskripte über- nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

und Handels-Zeitung.

Hef-Redakteur: Arthur Schöpsch in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wölfe in Berlin.

## Hardenberg.

Im Zentrum Berlins, mitten an Mitten mit dem Stand- bilde des Freiherrn v. Stein, grüßt man auch die ehrene Gestalt des ehemaligen preussischen Staatskanzlers Karl August Fürsten von Hardenberg das neue Geschicht. Der Kontrast hat den Staatsmann illustriert, der seinen Vorgänger Friedrich Wilhelm III. in schwerer Zeit frei gebiert hat, und auch das Bismarckum, das mit so manchen modernen Standbildern nichts Neues anzufangen weiß, weil die dargestellten Personen ihm nichts mehr zu sagen haben, wird mit Dankbarkeit zu dem Mann aufgeschauen, der die Zusammenhänge der Staatssprache und die Staatsverwaltung mit einem Heldenmut beilegt hat.

„Recht ist es heute“ steht auf einem der Schriftstücke, die zu den Fürsten des Standbildes liegen. Es drückt den tiefsten Sinn der staatsmännlichen Wirksamkeit Hardenbergs aus, so kindlich immer die Form sein mag, in der dieser politische Grundgedanke angedeutet ist. Man kann sich nicht vorstellen, wie sehr man die Politik als ein Kunstwerk betrachtete, das nicht nur ein Werk der Vernunft, sondern auch ein Werk der Phantasie war. Man hat die Politik als ein Kunstwerk betrachtet, das nicht nur ein Werk der Vernunft, sondern auch ein Werk der Phantasie war.

Hardenberg hat auch gelegentlich die Politik als Grand- feuerwerk behandelt, überhastigt und leichtfertig. Das lag eben so an seiner Zeit wie an seinem Charakter. Dem Frei- herrn v. Stein ist die Bronze abgebaut; den Kanzler v. Harden- berg sollte man sich fast mehr als Wachfigur in einem Panoptikum vorstellen. Aber er hatte keine große Zeit; damals, als er noch der Richtung Steins durch Napoleon zur Zeitung des preussischen Staates berufen wurde, Hardenberg sah den Tod im Angesicht, er konnte nicht mehr. Am 6. Juni 1810 kam ihm der Schwager und Schwager des Friedrich Wilhelm III. zur Hilfe eines Staatskanzlers; und wie in schwerer Zeit, so auch in dieser entscheidenden Zeit an der schweren, ja kaum lösbaren Aufgabe empor. Damals zeigte er, daß unter der glatten Hülle des Diplomaten ein Staatsmann steckte, der weiß, was er will, und der seinen Willen auch durchzusetzen versteht. So legte die Hand des Kanzlers schon; ist gewiß durch, und als die entzerrten Finger gebildet, schickte Hardenberg die Skizzen auf die Stellung. Durch seine Güte von 1810 hat sich Hardenberg innerhalb Preussens ein dauerndes Gedächtnis gesichert.

Es ist bezeichnend für den tiefen preussischer Kultur in damaliger Zeit, daß Hardenberg wie so viele andere Männer der preussischen Aufklärung aus dem Ausland ge- holt werden mußte. Hardenberg war Spanobaner; in Verbindung mit dem englischen Konstitutionalismus war er zum Mann erwachsen; davon blieb ihm immer etwas für preussische Augen fremdartig; er kannte den Männerstolz vor Königsstühlen, ohne doch nach Art der preussischen Junken zu frontieren. Nur ein Mann, der in englischer Schule die Kraft eines selbständigen Volkes begriffen hatte, konnte den demagogischen Kunststücken des ersten Napoleons erfolgreich entgegenzutreten; nur der Rechtsstaat konnte die Gewaltpolitik überwinden.

Das begriffen die preussischen Junken damals so wenig, wie sie es heute zugeben wollen. Bewegt sich doch die preussische

Politik heute, nach fast hundert Jahren, noch immer in der Richtung, die Reformen der Stein und Hardenberg zu ent- laden und nach Möglichkeit rückgängig zu machen. Wie Stein den Bauer und Bürger frei gemacht hatte, so befreite Hardenberg die allgemeine Gewerbe- freiheit, die Fülle mit Gelder einzusetzen, um sie für die Staatskasse fruchtbar zu machen. Heute bemüht man sich nicht bloß in Preußen, sondern sogar im neuen Reich, die Güter der „toten Hand“ nach besten Kräften wieder zu vernehmen. Das Reichserbschaftsgesetz sollte nur zuzunehmen gebracht werden, nachdem man der römischen Kirche eine Extrarückgabe geboten hatte.

Hardenberg dachte auch den Grundhaft durch, daß der Adel gleich allen anderen Ständen zu den Staats- lasten herangezogen werden sollte. Heute sucht man durch Verbeugungen und exorbitante Schuldscheine auf notwendige Lebens- mittel dem preussischen Junkertum das Leben leicht zu machen. An die Stelle der Steuerleichter ist eine Privilegien- wirtschaft getreten, die zwar nicht in der Theorie wohl aber in der Praxis dem Bürger und Arbeiter alle Staats- lasten aufbürdet und dem Großgrundbesitz eine Ausnahme- stellung einräumt.

Wir erkennen, indem wir diese Leistungen Harden- bergs in den Vordergrund rücken, deshalb seine Schwächen gewiß nicht. Der Zeit der nationalen Anspannung folgte die Zeit der nationalen Erschlaffung. Was Hardenberg geschaffen hatte, das hielt er fest; was er nur vorbereiten konnte, das verzog er. Nach dem Wiener Kongress war seine Aufgabe erschöpft. Er hatte dem preussischen Volke eine konstitutionelle Verfassung ge- geben wollen. Aber als der Kaiser wieder die Verfassung ge- geben wollte. Aber als der Kaiser wieder die Verfassung ge- geben wollte.

Die Gegenwart überdient seine Wirksamkeit in ihrer Gesamtheit. Sie verfehlt es nicht, daß Hardenberg die preussische Monarchie auf die feste Grundlage des Rechts auf- gestellt hat. Und wenn man an seinen Beispiel steht, daß auch ein gelehrter Hofmann und Diplomat als Kanzler ein Werk weiterzuführen kann, das von thörichten Raturen nach Art der Stein und Bismarck begonnen wurde, so muß man doch eins von solchen Persönlichkeiten werden, die die politische Freiheit gegen die Unfreiheit und Unterabstufung durchdringen. Davon, ob es etwas für das Volk getan haben, wird ihr Nachruhm abhängen. Man hat seinem Unwürdigem ein Denkmal ge- setzt, als man den Kanzler Hardenberg in Erz gab.

In der zweiten kaiserlichen Kammer gab der Minister des Innern Graf v. Schönerbecker heute, wie uns ein Privat-Telegramm berichtet, zur Angelegenheit der „Rechtsregierung“ die Erklärung ab, daß er weder Reue noch Reue verspüre, sich über das auszulassen, was unter seinem Vorgänger geschehen sei. Finanzminister v. Müller habe schon vor einigen Tagen erwandt,

daß er die Augen offengehalten, aber niemals unbedachte Eingriffe in Regierungsangelegenheiten wahrgenommen habe. Er, Graf v. Schönerbecker, könne nur erklären, daß er, solange er auf seinem Posten sei, keine Reue empfinde, daß die nationale liberale Abgeordnete Partei es unter dem Beifall seiner Fraktionsgenossen beabsichtigt, daß die Nationalliberalen im Reichstag für die Sachverhalte zustimmen könnten.

• Zum neuen Marinestab bei der deutschen Botschaft in Paris ist, wie wir erfahren, der Regimentskapitän Staudt, bisher zur Verfügung des Staatssekretärs des Reichsmarineamts, ernannt worden.

## 130 Millionen neue Steuern.

Der national liberale Abgeordnete Dr. Baasche hat am Sonntagabend in Kreuznach vor seinen Wählern einen Vortrag über die gegenwärtigen politischen Fragen gehalten und dabei mancher Andeutungen gemacht, die einiges Licht auf die Pläne der Regierung werfen. Ueber die neuen Marine- pläne erging sich Herr Baasche allerdings nur in allgemeinen Andeutungen; er sei zwar geneigt, diese aber nicht darüber sprechen. Indessen seien die Opfer, die gefordert würden, bedeutend. Im anderen Zusammenhang kam dann Abgeordneter Baasche nochmals auf die Anforderungen, die das Reich stellen müsse, zurück. Er rechnete aus, daß bis dieses Jahr 80 Millionen zur Deckung des Defizits brauchen. Dann folgte er fort:

„Man kommt noch die neuen Flottenausgaben, dann die Reue der Beamtenbesoldung, die aus 50 Millionen besteht. Man wird uns nicht gleich damit befehlen, damit der Schrecken nicht zu groß wird. In ganzen haben wir vorläufig 130 Millionen an neue Steuern zu beschaffen. Die kleinen Steuern haben die Abbel- lichte gemacht und Angewandtheit erzeugt, ohne die Kasse des Reichs zu füllen. Die Sachverhalte sind in der bündel-möglichen Form eingeführt worden. Einzelne Klassen ergriffen noch zu belasten, eine andere aber ganz frei zu lassen, ist verfehlt. Es ist infolge dessen nachdrücklich vorgetragen worden, vierter Klasse zu fassen. Andere würde nicht, die sonst erster Klasse führen, nehmen jetzt eine zweite Klasse und fassen im Speise- wagen. Die Faser von Holz nach Berlin ist gegen früher um 20 Mark vorerwartet, die doch niemand so leicht benutzbar. Die sich steigenden Aufschläge haben den Staat, doch alles eine Klasse tiefer sind. Wenn wir dagegen auf alle Sachverhalte und alle Klassen, soeben das Holz eine Mark abheben. 10 Prozent Steuer legen, nehmen wir eine gute Summe ein. Dagegen ergibt 10 Prozent, 20 Prozent, 30 Prozent. Dabei sind unsere Fänge viel besser eingerichtet und fassen schneller als anderswo.“

In wunderlichem Gegensatz zu dieser Forderung, auch noch die vierte Klasse zu verneigen, steht die Bemerkung: „Wir werden die neuen Steuern, so wie sie sind, den Leistungsfähigen Schultern zu laden, deshalb wollen wir auch direkte Steuern für das Reich, da indirekte Steuern immer die breite Masse treffen.“ Herr Baasche ident danach zu meinen, daß die Leute, die vierte Klasse fassen, die Leistungsfähigen Schultern“ repräsentieren, und daß die Sachverhalte eine direkte Steuer ist. Wie vielen und ähnlichen Konstitutionen wird er den linksliberalen Raturen sein Blick haben.

• Der frühere preussische Reichstagsabgeordnete Hugo Bardeß ist, wie uns ein Privat-Telegramm meldet, nach längerer Krankheit

## Aus unserem Musikleben.

Dr. Leopold Schmidt.

Die Aufführung eines bisher unbekanntem Werkes von Mozart und die Frage nach seiner Echtheit sind wohl wichtig und für die Allgemeinheit interessant genug, um es zu rechtfertigen, wenn ich nochmals darauf zurückkomme. Mit meine persönlichen Bemerkungen, die ich anlässlich der Aufführung des neuesten Violinkonzertes jüngst veröffentlichte, hat der Herausgeber, Herr Professor Dr. Kopfermann die Freundlichkeit, mir folgendes zu schreiben: „Die Authentizität des Konzerts kann nicht bezweifelt werden. Ein Autograph des Konzerts hat existiert und war bis 1837 bei Habeneck in Paris (von Mozart signiert - Salisburgo li 16 di Luglio 1777). Von diesem gibt es eine originale Kopie, die der Vater des jetzigen Besitzers Julien Gauzay für seinen Sohn und Schwiegervater Baillet genommen hat. Diese Tatsache er- fährt man in Deutschland erst aus der neuen Auflage von Schöberl thematischem Verzeichnis der Werke Mozarts, die Paul Graf Waldersee besorgt hat, dem Ch. Waldersee davon Mitteilung gemacht hatte.“ Aus den thematischen Erläuterungen erkannte Professor Kopfermann die Identität des Konzerts mit dem Inhalt eines seit langer Zeit unter dem Namen des jetzigen Besitzers Julien Gauzay für seinen Sohn und Schwiegervater Baillet genommen hat. Diese Tatsache er- fährt man in Deutschland erst aus der neuen Auflage von Schöberl thematischem Verzeichnis der Werke Mozarts, die Paul Graf Waldersee besorgt hat, dem Ch. Waldersee davon Mitteilung gemacht hatte.“

Man stelle sich also vor: in Paris existiert ein Mozartsches Autograph nicht etwa bei einem obskuren Privat- manne, der seinen Wert nicht zu erkennen vermag, sondern bei Habeneck, einem der intelligentesten Musiker Frankreichs und Förderer deutscher Tonkunst - und niemand denkt bis 1837 daran, es zu ebiehen oder der musikalischen Welt davon Kunde zu geben! Sollte Habeneck vielleicht das angebliche Autograph trotz der Signierung selber nicht für echt gehalten haben? Dann verschwindet das Original und bleibt verschollen. Aber eine „beglaubigte Kopie“ ist ja auf dem Gauzay über- gegangen. Beglaubigt von wem? Wir erfahren es aus obigen Mitteilungen nicht, doch könnte hier die Pariser Handschrift die beste Auskunft geben. Und nun kommt die zweite Selbstanklage: Herr Gauzay ist nicht zu bewegen, die in seinem Besitz befindliche Abschrift (die doch keinen Autographenwert hat) zu veröffentlichen, ja ge- rade, wie man annehmen muß, nicht einmal eine Einsicht oder abermalige Kopierung. Der deutsche Herausgeber beruft sich in der Vorrede zu seiner Partitur auf Schöberl neues Verzeichnis; wir wissen aber nun aus seinen eigenen Mitteilungen, wie die Thesen des Konzertes (via Waldersee-Waldersee) da hineingekommen sind, und wieder stehen wir vor der Gauzay'schen Handschrift als letzter Quelle. Nun ist ja damit keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sie alles so, wie an- genommen, verfaßt; ich vermute jedoch, solange meines nicht bekannt wird, in den Tatsachen das abolut Zwingende. Nach all dem würde man auch wahrscheinlich gar nicht forschen, wenn die Musik selber überzeugender für sich spräche. Denn wichtiger, als ob wem sie ist, bleibt immer, wie sie ist. Hier aber - Herr Prof. Kopfermann möge mir verzeihen - muß ich auch jetzt noch auf meinem ab- weichen Standpunkt verharren. Ich konnte ihn außer den nachst angeführten noch andere Stellen zeigen, die mir nicht allein nicht Mozartsch, sondern nicht einmal ganz meistert, noch im Stil der Zeit gemacht scheinen. Nie habe ich, auch nicht bei Jugendwerken Mozarts, eine ähnliche Empfindung gehabt. Trotzdem kann ich mich natürlich irren, und meine Ansicht soll auch dem Verdienst des Heraus- gebers, der die Partitur nach einer recht flüchtig geschriebenen, fehlerhaften und zum Teil sogar lächerlichen Vorlage mit bewundernswertem Geschick und Sachtinnigkeit hergestellt hat,

Man stelle sich also vor: in Paris existiert ein Mozartsches Autograph nicht etwa bei einem obskuren Privat- manne, der seinen Wert nicht zu erkennen vermag, sondern bei Habeneck, einem der intelligentesten Musiker Frankreichs und Förderer deutscher Tonkunst - und niemand denkt bis 1837 daran, es zu ebiehen oder der musikalischen Welt davon Kunde zu geben! Sollte Habeneck vielleicht das angebliche Autograph trotz der Signierung selber nicht für echt gehalten haben? Dann verschwindet das Original und bleibt verschollen. Aber eine „beglaubigte Kopie“ ist ja auf dem Gauzay über- gegangen. Beglaubigt von wem? Wir erfahren es aus obigen Mitteilungen nicht, doch könnte hier die Pariser Handschrift die beste Auskunft geben. Und nun kommt die zweite Selbstanklage: Herr Gauzay ist nicht zu bewegen, die in seinem Besitz befindliche Abschrift (die doch keinen Autographenwert hat) zu veröffentlichen, ja ge- rade, wie man annehmen muß, nicht einmal eine Einsicht oder abermalige Kopierung. Der deutsche Herausgeber beruft sich in der Vorrede zu seiner Partitur auf Schöberl neues Verzeichnis; wir wissen aber nun aus seinen eigenen Mitteilungen, wie die Thesen des Konzertes (via Waldersee-Waldersee) da hineingekommen sind, und wieder stehen wir vor der Gauzay'schen Handschrift als letzter Quelle. Nun ist ja damit keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sie alles so, wie an- genommen, verfaßt; ich vermute jedoch, solange meines nicht bekannt wird, in den Tatsachen das abolut Zwingende. Nach all dem würde man auch wahrscheinlich gar nicht forschen, wenn die Musik selber überzeugender für sich spräche. Denn wichtiger, als ob wem sie ist, bleibt immer, wie sie ist. Hier aber - Herr Prof. Kopfermann möge mir verzeihen - muß ich auch jetzt noch auf meinem ab- weichen Standpunkt verharren. Ich konnte ihn außer den nachst angeführten noch andere Stellen zeigen, die mir nicht allein nicht Mozartsch, sondern nicht einmal ganz meistert, noch im Stil der Zeit gemacht scheinen. Nie habe ich, auch nicht bei Jugendwerken Mozarts, eine ähnliche Empfindung gehabt. Trotzdem kann ich mich natürlich irren, und meine Ansicht soll auch dem Verdienst des Heraus- gebers, der die Partitur nach einer recht flüchtig geschriebenen, fehlerhaften und zum Teil sogar lächerlichen Vorlage mit bewundernswertem Geschick und Sachtinnigkeit hergestellt hat,

Man stelle sich also vor: in Paris existiert ein Mozartsches Autograph nicht etwa bei einem obskuren Privat- manne, der seinen Wert nicht zu erkennen vermag, sondern bei Habeneck, einem der intelligentesten Musiker Frankreichs und Förderer deutscher Tonkunst - und niemand denkt bis 1837 daran, es zu ebiehen oder der musikalischen Welt davon Kunde zu geben! Sollte Habeneck vielleicht das angebliche Autograph trotz der Signierung selber nicht für echt gehalten haben? Dann verschwindet das Original und bleibt verschollen. Aber eine „beglaubigte Kopie“ ist ja auf dem Gauzay über- gegangen. Beglaubigt von wem? Wir erfahren es aus obigen Mitteilungen nicht, doch könnte hier die Pariser Handschrift die beste Auskunft geben. Und nun kommt die zweite Selbstanklage: Herr Gauzay ist nicht zu bewegen, die in seinem Besitz befindliche Abschrift (die doch keinen Autographenwert hat) zu veröffentlichen, ja ge- rade, wie man annehmen muß, nicht einmal eine Einsicht oder abermalige Kopierung. Der deutsche Herausgeber beruft sich in der Vorrede zu seiner Partitur auf Schöberl neues Verzeichnis; wir wissen aber nun aus seinen eigenen Mitteilungen, wie die Thesen des Konzertes (via Waldersee-Waldersee) da hineingekommen sind, und wieder stehen wir vor der Gauzay'schen Handschrift als letzter Quelle. Nun ist ja damit keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sie alles so, wie an- genommen, verfaßt; ich vermute jedoch, solange meines nicht bekannt wird, in den Tatsachen das abolut Zwingende. Nach all dem würde man auch wahrscheinlich gar nicht forschen, wenn die Musik selber überzeugender für sich spräche. Denn wichtiger, als ob wem sie ist, bleibt immer, wie sie ist. Hier aber - Herr Prof. Kopfermann möge mir verzeihen - muß ich auch jetzt noch auf meinem ab- weichen Standpunkt verharren. Ich konnte ihn außer den nachst angeführten noch andere Stellen zeigen, die mir nicht allein nicht Mozartsch, sondern nicht einmal ganz meistert, noch im Stil der Zeit gemacht scheinen. Nie habe ich, auch nicht bei Jugendwerken Mozarts, eine ähnliche Empfindung gehabt. Trotzdem kann ich mich natürlich irren, und meine Ansicht soll auch dem Verdienst des Heraus- gebers, der die Partitur nach einer recht flüchtig geschriebenen, fehlerhaften und zum Teil sogar lächerlichen Vorlage mit bewundernswertem Geschick und Sachtinnigkeit hergestellt hat,

nicht das Geringste rauben. Am besten wohl, man läßt die Sache sich beugen, solange derjenige Herr Gauzay in Paris sich nicht eines anderen befindet und mit seinem Schatz herausbricht.

Noch ist die Frage um Krieg und Joachim nicht ver- stummt, und schon wieder mußte der Konzertsaal zur Trauer- halle werden. Im Westfalen-Saal gedachte man am Son- tag Mittag pietätvoll Alfred Reifferscheid. Der so plastisch und allseitig aus entfielene Meister ge- hörte wahrlich zu den Besten. Magde er einen durch das einseitig Parteiliche seines musikalischen Stand- punktes zuweilen ärgern - wer ihn in guten Stunden ge- hört, hatte ihm doch stark und tiefgehende Eindrücke zu verdanken. Reifferscheid konnte das Klavier fingen machen, er gab ihm Leben und Farbe, er besaß Wärme und Intuition. Die Besetzung in unidirekte dem langjährigen Freunde schloßte, tiefempfundene Worte des Gedankens. Seine Tochter Eva sang wieder des Besonderen; die Herren v. Dorkiewicz und Arthur Reinhold beteiligten sich pianistisch an der Feier.

Den III. Philharmonischen Konzert betraf die Meiste-Quartette eines besonders musikalischen Interesses. In unserer Zeit, wo man Glück fast verlegen zu haben scheint, muß man schon froh sein, wenn man Bruchstücke seiner Werke begegnet. Arthur Reifferscheid gab das von starker Empfindung durchdrante, edelgerungene Stück sehr breit und weithellend und ließ es ganz in seinem Geiste leben. Der von Weingartner herüberkommene Kontrabaßist (Mozart) und Wagner haben beinahe alle beiden Kontrabaßisten eben so abgerundet, daß sich durchaus im Stil und verwendet stimmvoll den Orchesterstücken.

Dann spielte Gottfried Galston das D-moll-Konzert von Brahms. Es war schön beraten, als er sich an dieses Werk machte, das wie kaum ein anderes Größe und Inspira- tion vom Darsteller verlangt. Unter seinen Händen erschien es malt und klein, und die prächtig ausgeführte Orchester- begleitung spann sich wie ein glänzender Rahmen um ein verblühtes, nichtsgedendes Bild. Herr Galston, der